

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 19

Artikel: Das Schicksals-Quartett [Fortsetzung]
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640721>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gift gelesen zu haben, die eiserne Jungfrau fiel mir ein, aber all das waren viel zu milde Todesarten für dieses Weib! Nur jetzt nicht erschwachen! kochte es in mir, mich rächen, sie zu Tode peinigen, wie sie mich langsam in Stücke gefoltert hat. —

„Willst du ein Glas Wein, Anna?“ frug Frau Hüppi, die erschrocken aufgestanden war, „du siehst schlecht aus!“

Als ich endlich ihre Frage verstanden hatte, hörte ich nur noch mein eigenes Lachen — so müssen Irrsinnige lachen — und dann taumelte ich meiner Wohnung zu.

Dort kam die Wirtin, als ich meine Kammertür aufschloß und gab mir einen Brief. Einer vom Gericht habe ihn gebracht. Es war die Zeugenvorladung im Prozeß Bardelli-Hüppi für Montag früh um zehn. Heute hatten wir Freitag. Ich sah nach der Uhr. Noch war Zeit, um vor Tisch eine Stunde ins Geschäft zu gehen. Fort unter Menschen, nur jetzt nicht allein bleiben; die Maschine treten, keinen Stich auslassen, nur nicht denken, nicht wahnsinnig werden, damit ich nicht eingesperrt wurde, damit ich meine Rache nehmen konnte! Ich ging und nähte über die Mittagspause, um das Versäumte nachzuholen und bis in den Abend, bis in die Nacht hinein. (Fortsetzung folgt.)

Das Schicksals-Quartett.

(Fortsetzung.)

Eine Brahms-Novelle von Stephan Georgi.

Klara! Vom ersten Tage an aufgekeimt, wuchs in Johannes eine alles überragende Verehrung für diese seltene Frau auf, die mit Gipfelleistungen durchfühltester Kunst ihrem sternenhohen Beruf nachging, mit milder Lebensweisheit ihren häuslichen Kreis erfüllte und darüber hinaus immer Zeit fand, den jungen Gast mit liebevoller Mütterlichkeit zu umgeben, ihn heimisch werden zu lassen in ihrem Heim und mit ihm zu teilen, was sie an künstlerischer Vollendung voraus hatte.

Wie fein wußte sie, wenn Johannes am Instrument saß, in seine Werke hineinzuhören. „Brausekopf“, sagte sie, als er ihr das Andante einer Sonate vorspielte. Aber sie lächelte dabei. „Welch ein Ungekömmt tobt sich da aus, welch trotzig stürmender Geselle pocht hier auf seinen Jugendmut. Es ist recht Gutes, was Sie da geschrieben haben, Johannes, naturhaft Schönes, aber an Reife fehlt es noch, am reifen Vollklang.“ Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sie sind erst zwanzig Jahre alt. Wenn sich zu Ihrem starken Können einmal ein übervolles, oder besser, ein leidgeklärtes Herz gesellen wird, dann werden Sie Vollendetes schaffen.“

Und Johannes, dessen Jugend nicht Zeit zum Warten hatte, ging hin und lauschte suchend seinem ungekömmt Herzen. In seinem bescheidenen Stübchen saß er, warf Noten um Noten auf das Papier, die jetzt unaufhaltsam quollen, neigte das Ohr und hörte nach innen. Dort schlug Jugend, Lebensmut, Wille und Hoffnung; aber das war ein Zusammenklingen wie brausender Orgellklang, zu stark, zu mächtig für eine einzelne, feine Stimme.

Neues entstand und mußte Schumann vorgelegt werden. Seiner fortschreitenden Krankheit wegen hatte man dem Konzertdirektor Robert Schumann seinen Posten entzogen. Schweigsam von jeher, war er nun noch einsilbiger und verschlossener geworden. Oft kostete es Mühe, überhaupt ein Wort aus ihm herauszubringen, ihn aus seiner sich abschließenden Grübelelei herauszureißen. Schweigend ging er mit seinen leisen, behutsamen Schritten durch die Zimmer.

„Lassen Sie ihn nur“, wehrte Klara den immer wieder wortheißenden Johannes mit sanfter Ruhe ab. Mit un-

endlicher Liebe fuhr sie dem Kranken über das Haar. Da kam, wie aus weiter Ferne herbeigeholt, ein müd lächelnder, beglückter Blick zu ihr; seine Hand ergriff die ihre, zog sie an die Wange, die Augen schlossen sich.

Es war still im Zimmer. Ganz leise nur wechselten Klara und Johannes ein paar Worte.

Nach einer Weile richtete sich Schumann plötzlich empor und sah auf Brahms. „Warum hören Sie auf zu spielen?“

Der schüttelte den Kopf. „Ich habe nicht gespielt.“ Schumann zog die Lippen ein. „Ich habe doch eben ein Stück aus Ihrem Es-moll-Scherzo gehört. Nur griffen Sie immer a statt as; immer a, dieses widerliche A.“

Johannes sah hilflos auf Klara. Die hatte das Haupt dem Kranken zugewandt, legte ihm die Hand auf die Stirn. „Schlaf weiter, Robert.“

Da lagte der Kranke, zog ihre Hand fester und schlief wieder ein.

Als sich Johannes vorsichtig erhob, winkte ihm Klara zum Abschied zu, ohne sich umzusehen. Sie wollte ihr Gesicht nicht zeigen.

Draußen jagte ein rauher, feuchter Wind durch die Straßen. Der Ernst der Besorgnis um den Meister, um die mitleidende Frau lag auf Johannes' Gesicht. Aber die ahnungslos unbekümmerte Zuversicht der Jugend war stärker. Die Sonate, meine neue Sonate! drängte es in ihm. Das Finale fehlt noch. Noten kamen, Töne flogen auf ihn ein.

Zwei Tage arbeitete er, reihte Noten und Takte, verwarf Geschriebenes, das strengster Selbstkritik nicht standhalten konnte, formte neu, ging mit seinem ganzen jungen Ich auf in diesem entstehenden Werk und warf endlich mit glüdlichem, erlöstem Aufatmen die Feder beiseite.

Klara empfing ihn, als er am späten Nachmittag in der Billertrake erschien. Bestürzt und angstvoll ergriff er ihre Hand. „Was ist Ihnen? Was ist geschehen?“

Sie legte beschwichtigend den Finger an den Mund. „Nicht so laut. Robert fühlt sich nicht wohl.“ Johannes trat in ihr Zimmer. Der Kopf Raffaels schaute von der Wand herab. „Der Meister ist kränker?“ forschte er unruhig.

„Die Nerven wieder. Er leidet doch schon lange daran“, tönte die schmerzlich leise Stimme mit dem warmen, liebevollen Klang. Aber dunkel fühlte Johannes, daß auch diese Stimme ihm etwas verbarg.

Noch einmal ergriff er impulsiv Klaras Hand. „Schonen Sie sich. Sie — Sie haben geweint. Sie dürfen nicht ...“

Da ging die Tür auf. Schumann erschien; bleich und übernächtigt aussehend, wirr das sonst so akkurat gestrichene Haar. Ein fremdes, hohles Leuchten stand in seinem Gesicht, ein Glanz gegenwärtiger Unwirklichkeit. „Ah, der junge Mar“, sagte er mit einer Stimme, wie sie Johannes noch nicht gehört hatte. „Ich hörte Sie in Synkopen die Treppe hinaufgehen.“ Ein Notenblatt hielt er in der Hand, nahm den jungen Gast beiseite und zeigte es ihm. „Sehen Sie“, sagte er feierlich, „das habe ich heute morgen aufgeschrieben.“ Mit ehrfürchtiger, geheimnisvoll gedämpfter Stimme: „Heute nacht hatte ich hohen Besuch. Schubert und Mendelssohn waren bei mir und brachten mir dieses wunderschöne Thema.“

Klaras flehender Blick traf Johannes. In dieser einen Sekunde hörte er aus dem zusammenklingenden, wuchtigen Orgelgetöse in sich zum ersten Male eine einzelne klare Stimme: die Stimme des Leides. Er schwieg, weil er nicht zu sprechen vermochte.

Schumann sah ihn mit einem fern suchenden, flackernden Blick an: „Sie zögern mit Ihrem Glauben? Oh, legen Sie die Hände auf den Tisch und fragen Sie. Die Tische wissen alles.“

Klara unternahm es, ihn mit freundlich heiteren Worten von seinem Gespräch abzulenken; sie strich ihm über die

Wangen. „Du solltest dich ein wenig ausruhen, Robert. Den ganzen Tag hast du heute kaum von der Arbeit aufgeblickt.“

Fast unwirsch entfuhr es Schumann: „Nicht Ruhen! Arbeiten! Nicht aufhören! Ich habe noch viel zu tun in meinem Leben. Unsere Zeit ist schwach; ich will Wege ebnen für eine stärkere.“

Klara ging mit, als sich der Kranke zur Tür wandte.

Aufs tiefste erschüttert stand Johannes allein im Zimmer und konnte sich nicht von der Stelle rühren. Ein Brechen, Brechen, Splittern war um ihn. Seine Zähne schlugen aufeinander. Die grauenhafte Gewißheit dessen, was er bisher nicht zu ahnen gewagt hatte, wirkte in seiner Kehle. So sollte dieser Geist hingehen? Nein! Nicht so! Nicht so!

Klara kam zurück. „Johannes“, sagte sie und es klang wie ein leiser, aufrichtender Vorwurf. „Auch das wird vorübergehen. Er wird gesund werden.“

Wie? fuhr es dem Blondnen da durch den Sinn: Sie tröstet mich? Auch mich muß sie trösten, die am meisten des Trostes bedarf? Er richtete sich auf. „Sie haben recht, Sie gütige, starke Frau; er wird genesen. Er muß es.“ Nun suchte er nach Worten eines anderen Themas, aber er fand keinen Uebergang.

Da hörte er: „Sie haben Noten bei sich. Etwas Neues?“

„Ja; ein Finale ist heute fertig geworden.“

„Sehen Sie sich, Johannes; spielen Sie mir vor.“

„Das Finale?“

Klara stockte. „Nein, nicht das Finale, kein Finale, auch kein Adagio; ein Allegro oder ein Scherzo.“

Johannes legte das Scherzo auf. Aber die Töne wollten nicht recht passen zu dem grauen Herbstregen, der draußen an die Fenster schlug, zu den herbstgrauen Gedanken, die sich trotz allen Bemühens nicht verjagen ließen.

Sein Auge traf Klara. Bleich das Gesicht, aber tapfer, mutigen Ausharrens voll, die großen dunklen Augen. Ein Bild leidvoller Stärke, sieghaften Glaubens.

Welche Größe in diesem Leid! Welche eine unvergleichliche Frau! Johannes spielte, und seine Gedanken irrten dabei wild durcheinander. Schumann, der Große, Edle! Die Davidsbündler. Sterbende Romantiker. Diese Klänge und Harmonien! Nicht so! Nicht so! Und Klara, die Leidgeprüfte ...

„Frau Klara ... Sie dürfen nicht ...“

Wo waren die Worte hergekommen? Hatte er selbst sie gesprochen? Die Noten verschwammen auf dem Papier, tanzten einen wirren Irrlichtreigen.

Da brach Johannes mitten im Spiel ab und rannte hinaus.

*

In Robert Schumanns Befinden war Besserung eingetreten; er begleitete Klara auf einer Konzertreise nach Holland.

Johannes sah im Zuge nach Hannover. Schätze trug er bei sich; die Freundschaft Schumanns, seine glühende Verehrung Klaras, den Ritterschlag der Kunst. Übermals wie oft schon — griff er in die Rocktasche und zog die letzte Nummer der in Leipzig erscheinenden „Neuen Zeitschrift für Musik“ hervor. Wieder las er: Er ist gekommen! Ein junges Blut, an dessen Wiege Grazien und Helden Wache hielten. Am Klavier sitzend, fing er an, wunderbare Regionen zu enthüllen. Er heißt Johannes Brahms ...

So und mehr schrieb Robert Schumann, der nach jahrelanger Pause noch einmal den Federhalter für die Zeitschrift ergriffen hatte, in Worten höchsten Lobes über den jungen Hamburger.

Immer wieder, wenn Johannes diesen Artikel las, bemächtigte sich seiner eine geheime Angst. War das nicht zu viel? Konnte er das, was man nun voraussetzend von ihm erwartete, wirklich erfüllen? Auch hier rüttelte seine Be-

scheidenheit, die Schumann ebenfalls lobend erwähnt hatte, an den Grundfesten seines Selbstbewußtseins. Doch — war ihm nicht schon viel gelungen? Vieles, was er vor Jahren noch nicht zu erhoffen gewagt hatte? Damals! Als seine Holzpantoffeln noch durch die armseligen Gassen Hamburgs klapperten und er, erste musikalische Wunderwelten vernehmend, dem brummenden Kontrabaß des Vaters zuhörte, des städtischen Orchestermusikers. Aber die väterliche Auffassung von der Musik war zu primitiv, als daß sie dem durstigen Geiste des Kindes hätte genügen können. Antwortete doch Vater Brahms einmal dem Kapellmeister, der sein unreines Spiel rügte: „Herr Kapellmeister, ein reinen Ton up dem Runterbaß is en puren Tauffall.“ Da konnte das emsige Studium bei Otto Cossel mehr bieten und das bei dem bedeutenden Hamburger Tonmeister Eduard Marxens sogar Vollendetes. Dann das aufreibende Musizieren in qualmigen Matrosenfneipen. Geld verdienen! Als heiß begehrte Abwechslung nur Bücher, Jean Paul und E. Th. A. Hoffmann vor allem. Und endlich der erste Weg in die Welt; mit dem ungarischen Geiger Komerni von Stadt zu Stadt, Konzerte gebend. Als Glanzpunkt Weimar, die erste Bekanntschaft mit einem Tongott: Franz Liszt.

Dann Düsseldorf.

Johannes legte den Kopf zurück und schloß die Augen. Die rechte Hand lag auf der Brust, wo in der Rocktasche die „Neue Zeitschrift“ saß. Ein glückliches Lächeln legte sich auf seine Lippen. Robert Schumann, du großer Künstler, du edler Freund und Helfer! Und ganz dunkel, im Halbschlaf, ins monotone Rädergerassel hinein: Klara! Domina!

Hannover! Johannes stand im Gewühl der Aussteigenden auf dem Perron und hielt vergeblich Ausschau nach Josef Joachim. Aber natürlich mußte er hier sein. Und so zog er kurzerhand die mitgeführte Trompete aus dem Futteral und ließ, unbekümmert der verständnislosen Passanten, einige weithin schallende Töne rufen. Das half. Mit langen Schritten kam der dunkelhaarige, etwas herausfordernd gekleidete Geiger herbei. „Ich sage dir, Johannes, das G auf deiner Blechblase klingt schauerhaft; geh hin und tausche sie gegen einen anständigen Flügel um.“ Er wandte sich halb ab und blinzelte — wie immer! dachte der Angekommene — einem hübschen, adretten Mädchen zu. „Also los! Willkommen bei uns! Auf zu neuen Taten! Schumanns Artikel in der „Neuen“ habe ich gelesen. Die Bahn ist frei, Johannes Brahms kann marschieren. Voila! Ich schreite mit meiner Stradivari als Herold voran: Weg frei für Johannes Brahms!“

Die beiden schritten auf einen wartenden Wagen zu. „Wie geht's bei Schumanns?“ erkundigte sich Joachim.

„Er kränkelte. Es war viel Sorge um ihn. Doch es hat sich in den letzten Tagen gebessert. Jetzt sind sie beide auf einer Konzertreise nach Holland.“

„Und Klara? Unsere Domina?“

„Oh, Klara!“ Ein Leuchten trat in Johannes Augen, das sein ganzes Gesicht übersonnnte. „Weißt du, Josef, eine Frau wie Klara Schumann gibt es nur einmal in der Welt.“

(Schluß folgt.)

Johannes Brahms Beziehungen zu der Schweiz.

(Schluss.)

Einige chronologische Notizen.

Und nun folgen die drei Thuner Sommer der Jahre 1886—1888.

1886. Fast gegenüber dem Häuschen, das Heinrich Kleist bewohnt hatte, aber am andern Ufer, mietete sich Brahms bei dem Kaufmann Spring ein. Alle Zimmer